

TV-INTERVIEW

„Dialekt muss auf den Stundenplan“

Münchener Professor Wolfgang Schulze will „Platt“ in der Schule etablieren – Mundart fördert Sprachkompetenz

TRIER. Dialekt sollte einen Platz im Stundenplan erhalten: Dafür plädiert der Sprachwissenschaftler Wolfgang Schulze. Im TV-Interview erklärt der Münchener Professor, was er sich davon verspricht und wie man seine Forderung in die Praxis umsetzen könnte.

Herr Schulze, Sie sind ein großer Fürsprecher von Dialekten. Was hat es für sich, „platt“ zu reden?
Schulze: Für sich allein genommen eigentlich nichts. Das Wichtigste ist, dass der Dialekt seinen Stellenwert neben der Hochsprache bekommt. Menschen, die zweisprachig aufwachsen, haben eine größere kommunikative Kompetenz als Sprecher, die nur in einer Sprache groß werden.

Was genau haben Kinder, die Dialekt lernen, anderen voraus?
Schulze: Einerseits haben sie ein stärkeres Bewusstsein dem Hochdeutschen gegenüber. Kinder lernen die erste Sprache unregelmäßig, ohne Normen. In der Hochsprache tauchen dann plötzlich solche Normen auf. Wer das Hochdeutsche als Zweitsprache lernt, beachtet eher, dass es sich um ein genormtes System handelt. Er spricht oft besseres Hochdeutsch, weil er differenziert: Wenn ich in öffentlichen Zusammenhängen zu reden habe, dann spreche ich die Hochsprache, sonst meinen Dialekt. Und zum anderen haben Kinder, die mit Dialekt aufwachsen, viel mehr Wörter zur Verfügung. Sie können die Erfahrungen, die sie mit der Welt machen, sprachlich viel differenzierter beschreiben. Der Wortschatz im Dialekt ist größer und viel differenzierter als der der Hochsprache.

Was hat es mit der früher immer wieder vertretenen These auf sich, Dialekt zu sprechen sei eher schädlich für Kinder?
Schulze: Diese Ansicht resultierte



Gar nicht so platt – wer Dialekt spricht, kommt weiter. Zeichnung: Fritz-Peter Linden

daraus, dass man von oben aus dachte. Man sah die Hochsprache als die Norm, die alle Kinder zu erlernen haben. Dann war der Dialekt natürlich ein Störfaktor. Gleichzeitig hieß es, Kinder, die nur Dialekt sprechen, seien nicht in der Lage, anderswo zu leben und sich dort zu verständigen. Zudem sei der Dialekt angeblich nicht in der Lage, moderne Begriffe zu schaffen und sich in der modernen Welt auszudrücken.

Sie fordern, in den Schulen Dialekt zu sprechen. Wie stellen Sie sich das vor?
Schulze: Mir schwebt vor, dass man den Deutschunterricht teilt,

ZUR PERSON

Wolfgang Schulze

ist seit 1992 Professor für Sprachwissenschaft an der Universität München. Der 1953 in Berlin geborene Wissenschaftler hat mit seiner Forderung, Dialekten breiten Raum in den Schulen zu geben, bundesweit für Aufsehen gesorgt. Schulze lehrte in den Jahren 1983 bis 1987 an der Erziehungswissenschaftlichen Hochschule in Koblenz. -pt./hw (ik)

Och net von hei



Ich wurde es gerne können, aber ich kann's einfach nicht: Bitburger Platt. Obwohl ich in der Bierstadt geboren wurde und beide Eltern Beberjer Platt zumindest einigermaßen beherrschen, ist der heimische Dialekt für mich eine Fremdsprache. Wahrscheinlich liegt's daran, dass ich in Leverkusen aufgewachsen bin und wir erst in die alte Heimat zurücksiedelten, als dialektmäßig Hopfen und Malz schon verloren waren. Immerhin: Ich verstehe das Eifeler Platt, selbst mit den meisten lokalen sprachli-

chen Besonderheiten komme ich klar. Und: Manchmal wagte ich mich aufs Glatteis und spreche es auch. So auch vor etlichen Jahren, als ich Zivildienst beim Roten Kreuz in der Eifel machte. Wenn wir damals ältere Herrschaften ins Krankenhaus führen, war es Ehrensache, dass mit den Patienten Platt gesprochen wurde. Dafür mühte ich mich ab. Eine echte Qual. Einmal, wir fuhren eine ältere Dame aus einem kleinen Eifeldorf in die Klinik, hatte ich mir dialektmäßig besonders viel Mühe gegeben. Die Frau hörte eine Zeitlang zu, bevor sie wohl Mitleid hatte mit meiner verzweifelten Suche nach der korrekten Übersetzung: „Gell, dir seid ewa och net von hei“ („Sie sind aber auch nicht aus unserer Gegend, oder?“). -pt. Rolf Seydewitz

Maisch, daisch



„Aisch, maisch, daisch, daisch.“ (Ich, mich, dich, Feuerzeug!) Wie oft habe ich diese lästerliche Bemerkung wohl in meinem Leben gehört? Ja, in meinem Heimatort Oberkail front man diese exotischen Aussprache des Moselfränkischen. Und wir sind stolz auf unsere Exklusivität! Allerdings musste ich mir dieses Idiom hart erarbeiten. In frühen Jahren ertrug ich Hohn und Spott: Weil meine Mutter aus dem – mit fünf Kilometern entfernten – Ort Kyllburgweiler stammt, kamen über

meine Lippen für Oberkailer Ohren so befremdliche Worte wie „Lefel“ statt „Läfel“ (Löffel) und „neng“ statt „nein“ (neun). Mit meinen Eltern, Geschwistern, Tanten und Onkeln spreche ich nur Platt, bin im Alltag aber derart von „Hochdeutschen“ umzingelt, dass ich merke, wie mein Wortschatz schrumpft und ich in immer tieferen Regionen meines Hirns danach fahnden muss. Manchmal aber, wenn ich beim Erzählen so richtig in Fahrt komme, sind sie plötzlich alle ganz weit vorn, die schönen platten Wörter, denen das offizielle Deutsch nur Sprachlosigkeit entgegenzusetzen hat. Und dann rede ich von oseligen Kleidern, gekijjen Ideen, brosseljen Kollegen, krabatzjen Bedienung oder brodijjen Zeitgenossen. -pt./hw Inge Kreuz



Oma sei Dank

Nicht, dass ich ohne Dialekt nicht zurechtkäme. Aber als „Nur-Hochdeutsch-Sprecherin“ hätte mir einiges gefehlt. Meine Eltern dachten Mitte der 70er-Jahre, nach dem damals modernen Erziehungsideal meiner Kindergärtnerinnen, dem Hochdeutsch gehöre die Zukunft. Das Kind müsse es einfacher in der Schule haben, Platt könne es immer noch lernen. Dass das nicht so war, zeigte sich, als ich die Gespräche meiner Eltern, der Menschen in meinem Heimatort Dockendorf und „unmoderner“ erzogener Kinder untereinander zwar verfolgen, an ihnen jedoch nie „auf Augenhöhe“ teilnehmen konnte. Nur fluchen konnte ich auf Platt – ein magerer Erfolg, aber ein unausschöpfliches Reservoir: „Sackatjiff!“ Ein Jugend-Zeltlager brachte die Wende. Alle „hochdeutschen Kinder“ wollten von da an nur noch Dialekt sprechen. Ich auch. Meine Oma war und ist dabei meine Verbündete – weil sie als einzige in der Familie von Beginn an durchgehalten hat, mit mir Platt zu reden, und weil ich so Menschen, der Eifeler Sprache und meiner regionalen Identität näher gekommen bin. Oma sei Dank! -pt./hw Sabine Schwadorf



E Bedemschen

Ich kann mich noch ganz genau an meine Antwort auf die erste Frage erinnern, die mir mein Volksschullehrer Heinrich Nowak 1963 in der Volksschule Orsfeld gestellt hat. Er fragte: „Was hat deine Mutter denn am Wochenende gebackten?“ Meine Antwort: „E Bedemschen, Herr Lehrer!“ Einen leckeren Obstkuchen hatte sie also für uns gezaubert. Ich war damals sechs Jahre alt und konnte keine Silbe Hochdeutsch. Eifeler Dialekt war für mich Muttersprache, so wie für alle anderen Jungen und Mädchen in Orsfeld (Verbandsgemeinde Kyllburg) damals auch. Zu Hause wurde ganz selbstverständlich Platt gesprochen und in der Schule Hochdeutsch gelernt. Mit meinen Kindern spreche ich heute nur äußerst selten Dialekt – und zwar dann, wenn ich richtig sauer bin. Schluss mit lustig, signalisiert das unmissverständlich, und genau so wird es von ihnen auch verstanden. Diskutiert wird anschließend wieder auf Hochdeutsch – oder jedenfalls in der Sprache, die wir Eifeler für Hochdeutsch halten. -pt./hw Dorian Schwickerath